

Predigt über Lukas 14,25-33

Es ging aber eine große Menge mit Jesus; und er wandte sich um und sprach zu ihnen: Wenn jemand zu mir kommt und hasst nicht seinen Vater, Mutter, Frau, Kinder, Brüder, Schwestern und dazu sich selbst, der kann nicht mein Jünger sein. Und wer nicht sein Kreuz trägt und mir nachfolgt, der kann nicht mein Jünger sein.

Denn wer ist unter euch, der einen Turm bauen will und setzt sich nicht zuvor hin und überschlägt die Kosten, ob er genug habe, um es auszuführen, - damit nicht, wenn er den Grund gelegt hat und kann's nicht ausführen, alle, die es sehen, anfangen, über ihn zu spotten, und sagen: Dieser Mensch hat angefangen zu bauen und kann's nicht ausführen? Oder welcher König will sich auf einen Krieg einlassen gegen einen andern König und setzt sich nicht zuvor hin und hält Rat, ob er mit zehntausend dem begegnen kann, der über ihn kommt mit zwanzigtausend? Wenn nicht, so schickt er eine Gesandtschaft, solange jener noch fern ist, und bittet um Frieden.

So auch jeder unter euch, der sich nicht lossagt von allem, was er hat, der kann nicht mein Jünger sein.

Nun, wir dürfen annehmen, dass die meisten Predigten heute mit einer Distanzierung des Predigers von dieser Rede Jesu über Nachfolge und Selbstverleugnung beginnen. Und ich muss zugeben: Mir geht es nicht anders. Was sind das für Sätze; geballte Abweisung, ja Feindseligkeit scheinen uns daraus entgegenzukommen. Dreimal bekommen wir es geradezu eingehämmert: Wer nicht zu grenzenlosem Hass bereit ist auf alles und jeden und nicht zuletzt auf sich selbst, der kann nicht mein Jünger sein. Wer nicht bereit ist, sein Kreuz auf sich zu nehmen, der kann nicht mein Jünger sein. Wer die Folgen seines Handelns nicht bis ins letzte bedenkt, der kann nicht mein Jünger sein. Wenn das so ist, dann will ich gar nicht dazugehören, dann sage ich: Ich will auch nicht sein Jünger sein.

Hass auf Vater, Mutter, Frau, Kinder, Brüder, Schwestern – die sorgfältige Aufzählung macht deutlich: Es geht um die mir nächststehenden Menschen überhaupt! Dazu der Hass auf mich selbst. Hass als Grundkonstante des Christseins? Andere Religionen mit ihren bärtigen Hasspredigern machen uns doch vor, wohin das führt, und, ja, ein Blick in unsere eigene Geschichte, die oft und lange genug eine Geschichte von Hass und Gewalt war gegen alle, die nicht so sein wollten oder konnten wie wir, tut das übrige. Und hat uns nicht die moderne Psychologie zu sehen gelehrt, dass nur der zu Nächstenliebe fähig ist, der auch sich selbst liebt?, dass Selbsthass hingegen unfähig macht zur Nächstenliebe, die – wir brauchen die neuzeitlichen Humanwissenschaften gar nicht zu bemühen – doch schließlich auch Jesus von uns fordert? Hatte er das nicht gesagt, dass wir Gott über alles lieben sollen und dazu unseren Nächsten wie uns selbst? Und hieß es nicht schon in den Zehn Geboten: *Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf dass du lange lebest in dem Lande, das dir der Herr, dein Gott, geben wird.* Steht das jetzt plötzlich alles zur Disposition?

Wenn jemand zu mir kommt und hasst nicht seinen Vater, Mutter, Frau, Kinder, Brüder, Schwestern und dazu sich selbst, der kann nicht mein Jünger sein. Und wer nicht sein Kreuz trägt und mir nachfolgt, der kann nicht mein Jünger sein – diese Forderung Jesu schien schon den Zeitgenossen Jesu, den ersten Christen unerträglich. Darum brachte man sie in der Gemeinde auf ein zumutbareres Maß und gab dem Ausspruch Jesu eine etwas abgewandelte Fassung, die sich dann bei Matthäus so anhört: *Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig; und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig.* Nein, es gibt keinen Zwang zum Diskurs. Es ist durchaus legitim und dazu gut evangelisch zu sagen: Ich höre das Evangelium anderswo deutlicher als hier.

Sehen wir davon allerdings einen Augenblick ab, sehen wir davon ab, dass es hier um einen Ruf in die Nachfolge geht, auch wenn er nicht freundlich und werbend ist, dann könnten wir die Sätze Jesu auch als Beschreibung der Wirklichkeit, unserer Wirklichkeit lesen. Hass, Streit, Gewalt, das trennt nicht nur Völker sondern auch Gruppen, Parteien, ja sogar Familien – nicht immer und überall, Gott sei Dank, aber doch leider viel zu oft. Daran haben wir uns gewöhnt; es bringt uns jedenfalls nicht um den Schlaf. Aber zurück in die Zeit Jesu: Man kann sich ja vorstellen, wie das war. Er hat die Menschen, zu denen er kam, so angesprochen, dass sie unmittelbar Vertrauen fassten und überzeugt wurden – oder sich empört abwandten. Viele und gerade solche, die für verloren oder verworfen galten und sich auch selbst dafür ansahen, haben begriffen, was ihnen mit Jesu Botschaft angeboten wurde. Andere, vor allem das religiöse Establishment, haben sich ihm ebenso entschieden verweigert. Der Wahrheit, die er brachte, konnten sie sich nicht öffnen, einer Wahrheit allerdings, die den Menschen in Anspruch nimmt, ihn herausfordert, etwas von ihm will, auf die er sich einlassen und ungeteilt einstellen muss.

Im Zusammenhang damit ist gelegentlich gefragt worden, ob es so etwas wie eine spezielle, besonders strenge Jünger-Ethik gab, deren harten Forderungen sich nur der allereingste Kreis, die verschworene Gemeinschaft der Apostel unterwerfen musste, nicht aber die weitere Gemeinde. Genauso kann es aber auch sein, dass Jesus gerade die große Menge im Blick hatte. Von rascher Begeisterung hat er jedenfalls offenbar nicht allzu viel gehalten, unkritischer Euphorie hat er nicht viel zugetraut. Im Gegenteil: Er hat sich vor allem für Besonnenheit, klares Abwägen und Urteilen ausgesprochen: siehe die gleichnishaften Sätze über den, der einen Turm bauen oder einen Krieg beginnen will. Nachfolge ist mehr als Mitläufertum. Sich mehr vorzunehmen, als man durchstehen kann, ist dumm und ruft Spott hervor. Selbst Petrus gehört ja bekanntlich zu denen, die von ihrer gewaltigen Selbstüberschätzung erst kuriert werden mussten.

Unmittelbar vor unserem Abschnitt steht bei Lukas übrigens das Gleichnis vom großen Abendmahl, die Geschichte einer Einladung, die Abweisung erfährt; hier und heute haben wir es mit einer Abweisung zu tun, die *sub specie contrarii* auf Einladung aus ist, etwa nach dem Motto: Bedenkt, worauf ihr euch einlasst, damit der Enthusiasmus, salopp gesagt, nicht nur bis zum ersten Kirchensteuerabzug reicht.

Und doch, ich bleibe dabei: Wir sind nicht die Menge, die ihm in blinder Gefolgschaft nachläuft; überhaupt kann von Mengen heute wohl kaum noch die Rede sein. Wir müssen uns das so also nicht sagen lassen. Gewiss, auch wir wollen uns wohl daran erinnern lassen, was Nachfolge bedeutet, und zwar nicht wegen unserer unkritischen Jesus-Begeisterung, sondern weil ja tatsächlich die Gefahr besteht, in irgendeine Form von Mittelmäßigkeit und Saturiertheit zurückzufallen und bei „Christsein“ nur noch an eine bestimmte Geisteshaltung zu denken. Nachfolge kann uns in Konflikte führen nicht nur mit dem, was uns lieb ist, sondern auch mit denen, die uns lieb sind, weil sie uns ganz betrifft mit allem, was wir sind und haben. Das ist alles richtig und wichtig – aber die Einladung Jesu, um die es doch zuerst geht, seine Einladung höre ich anderswo deutlicher, und sie ruft uns nicht zum Hass auf, sondern sagt, dass wir lieben sollen: Vater, Mutter, Frau, Kinder, Brüder, Schwestern und dazu uns selbst.

Amen.